

„D' Aschtätler chemet!“

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Im 1885 übernahm die Gemeinnützige Gesellschaft aus dem Nachlass von alt Landammann Dominik Epp an der Gotthardstrasse in Altdorf die Liegenschaft „in der Stoffelmatte“ und eröffnete hier im 1887 auf Initiative von Landammann Gustav Muheim eine Erziehungsanstalt für arme und verwahrloste Kinder. Die Gemeinnützige Gesellschaft übertrug die Führung des Kinderheims dem Kloster Ingenbohl. Bereits im 1887 übernahmen zwei Ingenbohl-Schwestern die Betreuung von zwanzig Heimkinder aus elf Urner Gemeinden. In den nächsten Jahrzehnten verbrachten Kinder aus misslichen Verhältnissen ihre Kinder- und Jugendjahre im Kinderheim, so auch Albert R., geboren 1935.

Bis zu seinem sechsten Altersjahr lebte Albert als Halbwaise bei seiner Mutter in Andermatt, zusammen mit einem älteren Bruder und zwei älteren Schwestern. Seinen Vater kannte er nicht. Dieser war zwei Monate vor Alberts Geburt an einer Blutvergiftung gestorben. Ein Hund hatte ihn gebissen. Die finanziellen Verhältnisse – eine Krankenkasse kannte man damals noch nicht – erlaubten es der Familie nicht, Vaters Verletzung ärztlich zu versorgen. In seiner Verzweiflung wusch der Vater die eiternde Wunde mit Salzsäure aus. Diese unheile Prozedur führte zum baldigen Tod. Nun stand die Mutter mit ihren vier Kindern alleine da, ohne jeglichen Verdienst. Die Macht des eingesetzten Vormunds bestimmte fortan das Leben der vier Halbweisen. Der ältere Bruder kam zwölfjährig als Verdingbub zu einem benachbarten Bauern, Albert und seine zwei Schwestern wurden ins Kinderheim Altdorf gebracht. Hier verbrachte Albert von 1941 bis 1951 seine Jugendjahre.

Die ersten Monate

Im Kinderheim lebten wir Buben und die Mädchen strikte getrennt. So auch wir drei Geschwister aus Andermatt. Ich fand mein neues Zuhause bei rund fünfzig andern Buben im Knabentrakt. Meine Schwestern wurden im Mädchentrakt untergebracht. So hatte ich Monate lang keinen Kontakt mehr zu ihnen. Dies bedrückte mich sehr. Heimweh nach meiner Mutter, nach meinen Geschwistern, nach Andermatt, nach meiner gewohnten Umgebung prägte meine ersten Monate im Kinderheim. Meine Gefühle der Einsamkeit und der Mangel an Zuneigung waren beinahe unerträglich. Doch niemand nahm sich meines Seelenschmerzes an. Ich konnte ihn nur meinem Kopfkissen anvertrauen, nachts vor dem Einschlafen. Dieses nahm meine Tränen auf.

Doch bald spürte ich, dass mich nur innere Stärke nicht verzweifeln liess. Ich strengte mich an und kämpfte mich durchs Heimleben. Gegenüber den Schwestern oder den Ausenstehenden des Kinderheims standen wir Heimbuben zusammen, im Kinderheim selbst war aber jeder mit seinen Sorgen und Nöten auf sich selbst gestellt. Die Heimkinder verhielten sich in persönlichen Angelegenheiten gegenüber den andern sehr zurückhaltend, vor allem was ihre Herkunft und der Grund ihrer Heimunterbringung betraf, ob als Waisen-, als Scheidungs- oder als uneheliches Kind.

Der Makel

Nicht nur die erziehenden Ordensschwestern, auch wir Heimkinder waren einem strikten Reglement und Tagesablauf unterstellt. Dabei wurden wir in unserem Alltag dauernd und umfassend kontrolliert. Freiräume wurden möglichst klein gehalten, Fehlverhalten wurde mit meist als schlimm und hart empfundenen Strafen sanktioniert. Die Willkür, der wir ausgesetzt waren, führte zu Angst und Gefühlen der Ohnmacht. Auch ich erfuhr diese Diskriminierung und Zurücksetzung. „Denk immer daran, warum Du im Kinderheim bist!“ – „Zu Hause wollen

sie Dich gar nicht!“ – „Du hast nichts, bist nichts und wirst nichts!“ – solche Sätze hörten wir täglich. Wir erhielten immer wieder eingebläut, dass wir zu schwach wären, uns zu wehren, dass aus uns nichts Rechtes werde und dass wir unerwünschte Mitglieder der Gesellschaft wären. Diese Worte prägten sie tief ein, sie schmerzten und hinterliessen Spuren. Auch ausserhalb der Heimmauern machten wir solche Erfahrungen. „D’ Aschtältler chemet!“ hiess es, wenn wir Zöglinge in Reih’ und Glied zum Kirchgang durch Altdorf marschierten. Auch ich musste in den ersten zwei Jahren (bis etwa 1944) im Dorf noch die einheitliche Heimkleidung tragen, die uns wie Sträflinge aussehen liess. Später verrieten meine ärmlichen Kleider, die ich von älteren Knaben nachtragen musste, meine Herkunft. Im Winter trugen alle Heimkinder „Kartatschä“, anfänglich noch mit Nägeln beschlagen. Sie wärmten nicht, ihre Nägel aber liessen auf den Altdorfer „Psetzischtäinä“ zu unser aller Freude herrliche Funken schlagen. Das Ersetzen der dadurch ausgefallenen oder verkrümmten Nägel übernahm nicht ein Schuhmacher; ältere Heimknaben eigneten sich darin besondere handwerkliche Fähigkeiten an. Später wurden die „Kartatschä“ mit abgefahrenen Autopneus besohlt – das Funkenschlagen hatte damit ein Ende. Meine ersten eigenen Kleider erhielt ich zu meiner Firmung von meinem Firmgötti, dem damaligen Heimverwalter: einen Anzug mit den damals üblichen „Knickebocker“, ein weisses Hemd und schwarze Schuhe. Darauf war ich mächtig stolz!

Ich ging gerne in die Schule. Sie war Erholung zum Heimalltag. Nur die Schulaufgaben brachte ich nicht immer gelöst zurück. Mir fehlte im Kinderheim dafür die Zeit. Die Schwestern kontrollierten wohl das Machen der Hausaufgaben, beschränkten sich dabei aber auf das Kennen der biblischen Geschichten und das Auswendiglernen des „Kanisi“. Zeigten wir dabei nicht den erwarteten Fleiss, war uns eine Strafe gewiss. Die meisten Lehrpersonen unterstützten und förderten die Heimkinder, liessen uns unseren Makel der Herkunft für kurze Zeit vergessen. Nur wenige Lehrer setzten uns gegenüber den andern Kindern zurück und stellten uns vor der Klasse bloss. Unsere Mitschüler trauten sich selten, sich mit uns anzulegen, wussten sie doch, dass sich die „Aschtältler“ gegenseitig beistanden und bei einem Streit für den Ihrigen Partei ergriffen, falls nötig auch mit den Fäusten.

Der Heimalltag

Der Tagesablauf war für die schulpflichtigen Heimkinder streng geregelt. Während des ganzen Jahres mussten wir um halb sechs Uhr aufstehen. Unsere morgendliche Körperreinigung dauerte nicht lange. Mit dem Waschlappen fuhren wir über Kopf und Gesicht – schon fertig. Obwohl uns eine Schwester dabei beaufsichtigte, fehlte die eigentliche Kontrolle unserer Körperpflege. Den grossen Waschsaal durften wir nie benützen. Während meiner rund zehn Heimjahre konnte ich mich nie duschen oder in eine Badewanne setzen. Ab 1949 oder 1950 durften wir grösseren Heimkinder im Sommer ab und zu nach Seedorf in den See baden gehen. Dort lernte ich auch schwimmen. Anfänglich lieh mir der hilfsbereite Bademeister dafür einen Schwimmgurt – ein Netz, gefüllt mit Korkzapfen. Schon bald machte ich die ersten Züge ohne Schwimmhilfe. Diese leider seltenen Ausflüge zum Urnersee und das unbeschwerte Planschen im kühlen Nass gehörten zu meinen schönsten Stunden im Kinderheim.

Vor dem Morgenessen mussten wir jeweils unsere Betten machen, den Schlafsaalboden fegen und den Speisesaal herrichten. Bettnässer mussten das Leintuch selbst in die Waschküche bringen, von den andern Kindern ausgelacht. Erst nach getaner Arbeit durften wir uns im grossen Speisesaal an unseren Platz setzen. Mindestes zwei Tage altes Brot und mit Wasser verdünnte Milch – unser tägliches Frühstück. Es stillte kurzfristig den knurrenden Magen, nicht aber den Hunger. Die Brotscheibe tunkten wir nicht, denn sonst wurde die Milch sofort sauer. Dem Mehl mussten damals wohl Kartoffelflocken beigemischt worden sein. Dadurch liess sich auch erklären, dass sich beim sorgfältigen Auseinanderziehen der Brotscheiben Fäden bildeten. Damit machten wir – aber nur hinter einem Rücken oder unter

der Tischplatte versteckt – Wettkämpfe: Wem gelangen, ohne dass sie rissen, die längsten Fäden. Wurden wir dabei entdeckt, folgte eine weitere Strafe, meistens Essensentzug.

Nach dem Frühstück mussten wir um sieben Uhr im Frauenkloster die erste Messe besuchen – täglich. Die Buben und Mädchen sassen in den Bankreihen getrennt. Hier sah ich ab und zu meine beiden Schwestern. Ihnen zu winken oder sie sogar zu grüssen, war strikte verboten. Doch beim Austausch unserer Blicke ihre traurigen Augen zu sehen, verriet mir ihren Gemütszustand. Das stimmte mich oft sehr traurig. Im Winter war die Klosterkirche nicht geheizt. In unseren „Kartatschä“ froren wir erbärmlich an unsere Füsse, obwohl wir sie in den klobigen Schuhen zu bewegen versuchten. Nach der ersten Messe holten wir im Kinderheim unsere Schulsachen und machten uns auf den Weg zur Schulmesse in der Altdorfer Pfarrkirche. Je nach Schwester, die uns dabei begleitete, durften wir in der Gruppe frei laufen oder mussten strikte in Zweier-Kolonnen marschieren. Der Schulunterricht brachte uns Abwechslung in unseren Heimalltag. Aber Müdigkeit und hungrige Mägen störten unsere Aufmerksamkeit beim Lernen.

Das Mittagessen kam aus dem heimeigenen Garten. Als Hauptspeise wechselten sich Kartoffel- und Maisgerichte ab. Teigwaren kannten wir nicht. Als Gemüse gab es Kohl, Spinat oder Bohnen. Bei den Bohnen aber nur die Hülsen, die Erbsen wurden vorher in der Küche für die Mahlzeiten der Schwestern oder für den Verkauf an Dritte entfernt. In den ersten anderthalb Jahren kam nie Fleisch auf den Tisch, nicht einmal an Sonn- und Festtagen. Dann, es mag im 1944 gewesen sein, war am Weissen Sonntag auf dem Mittagsteller ein Stückchen feisser Speck. Weil allen unbekannt, ging dieses Fleisch beim Abräumen in die Küche zurück. Künftige Fleischspeisen blieben fortan aus. Nach dem Mittagessen mussten wir, je nach zugeteilten Ämtli, abwaschen, die Tische putzen oder den Boden des Speisesaals aufnehmen. Sonntags mussten wir zur Anbetungsstunde in die Pfarrkirche, damit „das Jesuskind nicht ganz allein in der Kirche sei“. Aber nicht nur das einsame Jesuskind, sondern auch der strafende Gott und der mahnende Schutzengel mussten als Erzieher herhalten und steigerten unsere angstbetonte Frömmigkeit. Sonntags war nach der Anbetungsstunde zusätzlich eine halbe Stunde Christenlehre, entweder in der Pfarrkirche oder im Unteren Heilig Kreuz. Danach beeilten wir uns zurück ins Kinderheim. Denn dort wartete schon eine Schwester, die uns zum Inhalt der Christenlehre abfragte. Wussten wir die Antworten, erlaubte sie uns im Heimgarten eine Spielstunde („Tschäppi“, „Verschteckis“, Völkerball usw.), wussten wir sie nicht, erwartete uns mit zugewiesener Gartenarbeit, mit dem Reinigen des grossen Schlafsaals, dem Putzen des Treppenhauses oder der Mithilfe in der Küche eine weitere Strafe. Das Putzen des Küchenbodens galt noch als gern angenommene Strafe. Da diese Arbeit in den Aufgabenbereich der Küchenschwester gehörte, wir sie aber machten, entlohnte sie uns mit einem Butterbrot.

Viel Arbeit, wenig Freizeit

Nach dem Schulunterricht mussten wir auf dem schnellsten Weg zurück ins Kinderheim, „Tämpälä“ wurde bestraft. An den schulfreien Nachmittagen, donnerstags und samstags, sowie während der Schulferien mussten wir im heimeigenen Garten mithelfen jäten, Tomaten ziehen, Bohnen abnehmen, Salat stechen, Kartoffeln aufnehmen, die grösseren Buben auch umgraben. Das beste und schönste Gemüse und die Salate wurden an Fabrikarbeiterinnen der nahen Dätwyler AG, die nach Feierabend vorbeikamen, verkauft. Die mindere Qualität wurde im Kinderheim verarbeitet und uns Kindern aufgetischt. Die grösseren Knaben mussten auch ausserhalb des Heims arbeiten. Diese auswärtigen Tätigkeiten waren begehrt. Ältere Leute, vor allem von der Bahnhofstrasse, bestellten jeweils einen Buben, der ihnen einkaufen ging. Als Belohnung dafür war ein Münzstück gewiss, noch lieber aber war ein Zuckerbrot. Das Geld mussten wir im Heim abgeben, das Zuckerbrot aber beruhigte unseren knurrenden Magen. Auch das Beeren- und Lindenblüten-Pflücken im Kapuzinergarten oder das ganztägige Jäten im Altdorfer Pfarrgarten war bei den älteren Buben äusserst beliebt, wurde die Tagesarbeit doch mit einem feinen und reichhaltigen

Mittagessen belohnt. Einmal tischte die Pfarrköchin einem Mitzögling eine grosse Schüssel voll „ChriäsiBräägel“ auf. Trotz seines grossen Hungers vermochte er die Schüssel nicht „auszuputzen“. Kurzentschlossen leerte er den restlichen „Bräägel“ in seine Hosentasche und brachte ihn seinen Kameraden ins Kinderheim. Welches Festessen! Erstaunt über die leere Schüssel, erkundigte sich die Pfarrköchin am Abend telefonisch im Kinderheim nach dem Befinden ihres Arbeiters. Die ahnungslose Schwester wusste nichts von aufgetretenen Magenbeschwerden. Die Pfarrköchin verriet nichts. Sie betrachtete die leere Schüssel als Dank und Lob für ihre Kochkünste.

Kampf dem Hunger

Das Nachtessen war sehr eintönig. Während der ersten zwei Jahre gab es täglich „Gschwelti“. Später wechselten sich „Gschwelti“ und Bratkartoffeln ab, ab und zu gab es auch eine Suppe. Wir wussten, dass die übrig gebliebenen Bratkartoffeln zum nächsten Nachtessen – aber mit mehr Fett nachgebraten (damit sie nicht „anhocken“) – wieder aufgetischt wurden. Trotz Hunger liessen wir von den Bratkartoffeln immer etwas für den folgenden Abend zurück, denn je mehr Fett an den Kartoffeln, desto besser fühlten wir uns genährt. Um dem Bettnässen vorzubeugen, gab es zum Nachtessen nichts zu trinken. Deshalb waren für uns danach die Wasserhähnen in den WC wie eine Oase für die Kamele. Nur galt es, sich beim Wassertrinken ja nicht erwischen zu lassen.

Nachdem das Geschirr abgeräumt und abgewaschen, der Speisesaal wieder aufgeräumt waren, mussten wir unter Aufsicht unsere Hausaufgaben machen. Wurden wir bis zum Schlafengehen damit nicht fertig, erhielten wir dafür am Morgen noch Zeit, von fünf bis sechs Uhr, aber nicht im Studienzimmer, sondern lediglich auf den Stiegen im Treppenhaus.

Nachtruhe

Im Sommer war strikte um neun Uhr Nachtruhe, im Winter bereits um acht Uhr. Im grossen Schlafsaal schliefen vierzig bis fünfzig Buben unter dem Dach. Reden und Lachen war im Schlafsaal strikte untersagt. Sich nicht daran halten war die häufigste Ursache von Strafen. Beim Einschlafen hörten wir häufig aus irgend einer Ecke ein heimliches Schluchzen. Vor allem neueingetretene Buben taten sich mit dem Heimleben schwer. Sie konnten sich niemandem ausser dem Kopfkissen anvertrauen. Die andern Heimkinder waren schon länger daran gewöhnt, schon zu abgestumpft, als dass sie sich des schluchzenden Mitzöglings angenommen hätten. Zudem hielt einen die beaufsichtigende Schwester von einer Tröstung ab. Sonst verlief die Nacht ruhig, ab und zu von kurzen WC-Besuchen unterbrochen. Einmal gab es eine Phase, in der uns auffiel, dass nachts die Aufsicht habende Schwester gegen Mitternacht immer einen älteren Buben zu sich ins Zimmer rief. Obwohl uns dies „gschpässig“ vorkam, kümmerten wir Jüngeren uns nicht darum. Nur die Älteren machten hinter vorgehaltener Hand komische Bemerkungen, die wir aber nicht verstanden. Eines Nachts, die Schwester hatte sich wieder einen älteren Bub geholt, kam Frau Oberin in den Schlafsaal und steuerte direkt aufs Zimmer der Aufsicht habenden Schwester. Der heftige Wortwechsel der beiden Schwestern weckte uns alle im ganzen Schlafsaal. Da wir wieder eine Strafe befürchteten – wir wussten zwar nicht warum – verkroch sich jeder unter seine Bettdecke und äugte ängstlich hervor. Erst nach geraumer Zeit flachte der Disput ab und Ruhe kehrte im Schlafsaal ein. Nach diesem nächtlichen Vorkommnis sahen wir die damalige Nachtschwester nie mehr im Kinderheim.

Heimtückische Krankheit

Wohl hatte ich im Winter immer wieder mit einer Erkältung zu kämpfen, doch die besserte sich mit Einzug des Frühlings. Nur einmal wurde ich ernsthaft krank. Damals lagerten die Schwestern die geernteten Maiskolben auf dem Estrich. Wegen der längeren Lagerzeit und

der dort oben herrschenden klimatischen Bedingungen wurden die Kolben von Würmchen befallen. Periodisch wurde nun ein Kind beauftragt, im Estrich die befallenen Kolben zu putzen. Während dieser Arbeit benützten wir die Gelegenheit und nagten auch Maiskörner von den Kolben ab. So tat es auch ich, als das Kolbenputzen mir zufiel. Doch zufälligerweise hatte ich damals noch einige rohe Kastanien im Hosensack, die ich abwechslungsweise mit den Maiskörnern vertilgte. In der folgenden Nacht plagten mich heftige Magenkrämpfe. Auf dem WC kam es mir oben und unten heraus: nicht nur zerkaute oder verdaute Maiskörner und Kastanien, sondern auch lebende Würmer. Mein Magen leerte sich völlig. Nach einem Tag besserte sich mein Gesundheitszustand. Vermutlich waren die Kastanien die beste Wurmkur. In einer der folgenden Nächste hörten wir laute Schreikrämpfe. Sie kamen aus dem Mädchen-WC, das sich auf der andern Seite des Hauses in einem andern Stockwerk befand. Die Schreie liessen mich heftige Schmerzen vermuten. Am Folgetag hörten wir, dass das Mädchen auch Maiskolben geputzt und vermutlich davon Körner genascht hatte. Jedenfalls war auch es von Würmern befallen. Nach seinem Spitalaufenthalt kehrte es nicht ins Kinderheim zurück! Nun vermutete ich nicht mehr, ich wusste es: rohe Kastanien waren damals die beste Wurmkur.

Seltene Abwechslung im Heimalltag

Das Alltagsleben im Kinderheim verlief, was das Arbeiten, die spärliche Freizeit und das eintönige Essen betraf, im gleichen Trott. Spielen durften wir am Sonntagnachmittag und werktags eine Stunde vor dem Schlafengehen – wenn die Schulaufgaben gemacht waren. Sonst unterschieden sich die Werk- und Sonntage nicht gross. Lediglich darin, dass sonntags fünfmalige Kirchenbesuche zu leisten waren: die Frühmesse im Frauenkloster, nach dem Morgenessen das Amt in der Pfarrkirche, nach dem Mittagessen die Anbetungsstunde und die Christenlehre, am Abend der Rosenkranz in der Pfarrkirche bei gutem Wetter draussen am Altar im Heimgarten. Der Leitspruch „bete und arbeite“ (ora et labora) galt im Heim auch für die Kinder. Eltern- oder Verwandtenbesuche waren bei uns allen äusserst spärlich. Erhielt einmal ein Bub von Mutter oder Vater Besuch, war ihm anschliessend der Spott der eifersüchtigen Mitzöglinge gewiss. Noch lange musste er sich „Mam-mätitti“ oder „Vatterseenli“ anhören.

An Weihnachten brachte ein Christbaum, mit Kerzen und wenigen Kugeln geschmückt, eine vorübergehende Abwechslung ins Kinderheim. Ein festliches Weihnachtessen blieb ein unerfüllter Wunsch. Als Geschenk erhielt jedes Kind drei Weihnachtsguetzli. Geschenke von Eltern oder Verwandten waren äusserst selten. Einmal erhielt ein Knabe, sein Vater arbeitete bei der Festungswache in Andermatt, eine elektrische Eisenbahn. Doch er konnte nicht lange damit spielen. Auf einmal war sie „weggeräumt“, der Besitzer wusste aber nicht wohin.

Auf die Fasnacht freuten wir uns, bot sie uns doch ein wenig Abwechslung. Alle, ausgenommen diejenigen, die wegen einer Strafe im Heim bleiben mussten, durften mit einem improvisierten Instrument am Fasnachtsumzug teilnehmen. Dieses Mitmachen war uns höchst willkommen, verteilte das Komitee nach dem Umzug doch an alle Musikanten Wurst und Brot. Den Erstkommunikanten war die Teilnahme am Umzug untersagt; sie durften nur zuschauen, erhielten dadurch auch nicht Wurst und Brot. Im Jahre meiner Erstkommunion ärgerte mich dies sehr. Trotzig stellte ich mich nach dem Umzug in die Reihe der Musikanten. Auf die Aufforderung, mein Instrument zu zeigen, zog ich meine „Schnurrägiigä“ aus dem Hosensack und hielt sie dem Brot- und Wurst-Verteiler entgegen. Dieser, ein Mann mit Herz und Spass, händigte auch mir eine Cervelat und ein Mutschli aus. Wusste er, dass ich ein „Aschtältler“ war?

An einer späteren Fasnacht, ich war schon älter, ging ich mit einem Kameraden auf Sammeltour. Auf der Gotthardstrasse, zwischen Kinderheim und dem oberen Lehnplatz, drückte er die Tasten seiner Handorgel – Katzenmusik im wahrsten Sinnes des Wortes. Ich hatte einen Briefkasten unter dem Arm und erklärte den Leuten, dass wir, begleitet von seiner

Musik, für die armen Heidenkinder Geld sammeln. Doch wir wussten, vermutlich auch die spendefreundlichen Leute, wem das Geld zukam. Leider flog unsere Sammelaktion auf! Frau Oberin erwartete uns bereits beim Heimeingang. In weiser Vorahnung hatten wir das erhaltene Geld aber vorher aufgeteilt. So gaben wir ihr nur die Hälfte davon, jetzt sicher für arme Heidenkinder, ab. Die restlichen Münzen vergruben wir im Heimgarten unter einem Steinhaufen. In den nächsten Tagen holten wir heimlich immer wieder einen Batzen hervor, kauften auf dem Schulweg ein Stück Brot und stillten damit unseren grössten Hunger.

Hunger

Ja, der Hunger war unser ständiger Begleiter. Das eintönige und für uns nicht genügende Essen im Kinderheim mochte ihn nicht vertreiben. In unserer Not, hungrig vom Tisch gehen zu müssen, fanden wir immer wieder neue Möglichkeiten zur Hungerbekämpfung. Nach dem gemeinsamen Messebesuch in der Altdorfer Pfarrkirche ging einem von uns auf dem von einer Schwester begleiteten Heimweg komischerweise immer der Schnürsenkel auf. Er kniete sich nieder und band ihn. Die andern Buben zogen in der Kolonne an ihm vorbei. Und wie verhext. Bei der Bäckerei Fischer war der Schuhbündel schon wieder lose. Nun eilig niederknien und binden ... und einen kurzen Abstecher in die Backstube. Bäckermeister Fischer kannte unsere losen Schnürsenkel ... und hatte schon einen Papiersack voll „Brochnigs“ und Gebäckresten bereit. Dieser fand sofort sein Versteck unter des Buben Kleidern. Nun galt es, den andern nachzuspringen, denn sie warteten bei der Ankenwaage auf ihn. Wieder in der Kolonne, wurde der Sackinhalt heimlich, aber redlich aufgeteilt. Beim nächsten Kirchgang besuchte ein anderer Knabe, auch er mit schlecht zu bindenden Schuhen, die Bäckerei Fischer. Das gleiche Prozedere spielten wir auch beim vierzehntägigen Beichtgang durch. Das Beichten in der Pfarrkirche war für alle obligatorisch. Stets im hintersten Beichtstuhl leierten wir den Beichtspiegel herunter. Nur beim sechsten Gebot war uns keine Sünde bekannt; wir erfanden dafür eine Ausrede. Nach der Beichte und dem Erlass der Sünden versteckten wir uns hinter dem Beichtstuhl und warteten, bis die Kirche aus war. Bäckermeister Fischer hatte auch danach seinen gefüllten Papiersack schon bereit. Er liess uns sogar die Backresten von den Backblechen kratzen.

Nicht jede unserer Nahrungssuche blieb unentdeckt. Eines Nachts brachen drei ältere Mitzöglinge mit einem Dietrich in die Speisekammer ein. Sie entwendeten Brot und Butter und versteckten dies im Estrich. In einer der folgenden Nächte schlichen zwei von ihnen zum heimlichen Versteck, nahmen je zwei Brotlaibe und packten sie unter ihre Arme. Zu ihrem Unglück fiel ein Laib auf den Boden und rumpelte die steile Stiege hinunter. Dieser Lärm liess die zwei ertappen. Alle drei Diebe mussten beim Herrn Verwalter, bei der Frau Oberin und beim Herrn Kommissär zur Aussprache antreten. Zur Frau Oberin bestellt zu werden, war gleichbedeutend einer besonders harten Züchtigung. Die drei Knaben wurden dann auch mit einer drastischen Essens Kürzung bestraft: zwei Wochen lang täglich nur noch einen Teller Wassersuppe. Diese drakonische Strafe kam auch dem Herr Pfarrer zu Ohren. Er hinterfragte den Grund des Diebstahls, setzte sich für die drei ein und erwirkte, dass die Strafe nach sieben Tagen aufgehoben wurde. Er liess es aber nicht dabei bewenden. Er ging den Missständen nach und setzte sich für ein besseres Leben der Heimkinder ein. Gegen Ende meiner Heimzeit hörten die harten Strafen – Prügel, Essensentzug, Einsperrung. Blossstellung und Demütigung – auf. Die Schwestern nahmen vermehrt wahr, dass wir halt noch Kinder waren, nicht immer still sitzen konnten, das Geschirrabwaschen und -abtrocknen nicht immer perfekt war und das in der Christenlehre Gehörte nicht lückenlos aufgesagt werden konnte. Wir wurden weniger mit dem Stecken geschlagen, in den Keller gesperrt oder mit Hausarrest bestraft. Auch das Knien, im schlimmsten Fall auf einem dreikantigen Holzscheit, oder das mit ausgestreckten Armen den Rosenkranz Beten, hörte auf. Die Strafen mussten nun vermehrt mit zusätzlichen Arbeitseinsätzen getilgt werden.

Rückblick

In der Rückschau lässt sich am damaligen Heimaufenthalt vieles bemängeln, doch damals schien das Verdingen oder das Kinderheim die einzige Lösung. Nach dem Heimaufenthalt hatte ich lange Mühe, mich jemandem anzuvertrauen, war im Heim doch jeder auf sich selbst angewiesen gewesen, eine Bezugsperson war uns unbekannt gewesen. Heute habe ich keinen Kontakt zu damaligen Heimkindern mehr. Vermutlich sitzt der Makel, damals ein „Aschtältler“ gewesen zu sein, noch unbewusst tief in unserem Innern. Wir wollen, glaube ich, gar keinen Kontakt mehr.

Rückblickend sehe ich in ihrer pausenlosen Präsenz, in ihren prekären Arbeitsbedingungen und dass sie jahrzehntelang zu Gotteslohn – viel mehr als Kost und Logis haben sie nicht erhalten – mögliche Erklärungen für die damalige Überforderung einzelner Schwestern. Ihr Kampf gegen die ungenügende Infrastruktur und die nötigen Finanzen mag zusätzlich dazu beigetragen haben. Damals fehlte ihnen die nötige Unterstützung und Kontrolle. Mit der Heimunterbringung wurden den Behörden Probleme abgenommen, die nebenamtlichen Vormunde hatten zu ihren Mündeln häufig keine Beziehung, die Mütter und Väter mussten sich irgendwie durchs Leben kämpfen. Zudem waren die damaligen, heute als rüde empfundenen Erziehungsmethoden gesellschaftlich weit verbreitet, nicht nur im Kinderheim, auch in manchen Familien. Diese Methoden sollten die Kinder zu einem geordneten bürgerlichen Leben führen. Dazu gehörten Arbeit, religiöse Unterweisung und strikte Disziplin. Die Nöte des Einzelnen wurden nicht oder zu wenig beachtet; es galt eine Massenerziehung. Ich habe meine Jugendjahre so hinnehmen müssen, wie ich sie keinem Menschen wünsche.